

Haben Mütter und Hebammen etwas gemeinsam, weil sie Frauen sind? : Ein Versuch zur Differenz [Fortsetzung]

Autor(en): **Borer, Christine**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Hebamme : offizielle Zeitschrift des Schweizerischen Hebammenverbandes = Sage-femme suisse : journal officiel de l'Association suisse des sages-femmes = Levatrice svizzera : giornale ufficiale dell'Associazione svizzera delle levatrici**

Band (Jahr): **89 (1991)**

Heft 11

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-950172>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Haben Mütter und Hebammen etwas gemeinsam, weil sie Frauen sind?

Ein Versuch zur Differenz

Fortsetzung des Referats von Christine Borer aus Nr. 9/91

Pim freute sich sehr, Lia sowieso. Dennoch fesselte sich Pim in den Monaten von Lias Schwangerschaft mit seinen beiden Freunden erneut in der Besessenheit, das imaginäre Geheimnis zu entschlüsseln.

Pim verpasste die Geburt, nachher äusserte er über die erste Zeit zuhause: *«Ich blieb an Lias Seite, auch als sie aus der Klinik entlassen wurde, denn kaum war sie wieder zu Hause und musste dem Kind die Windeln wechseln, heulte sie los und sagte, das würde sie niemals schaffen. Jemand erklärte uns später, das sei ganz normal: nach der Euphorie über die gelungene Geburt komme das Gefühl der Ohnmacht angesichts der riesigen Aufgabe (Hrvhg C.B.). In jenen Tagen, als ich zu Hause herumhing und mich unnützlich fühlte, auf jeden Fall untauglich zum Stillen, verbrachte ich lange Stunden mit der Lektüre aller erreichbaren Schriften über Erdstrahlen und tellurische Ströme» (Eco 1989, S. 527).*

Was erzählt uns Pim Casaubon, der jetzt einen Sohn hat? Er erzählt uns, dass Lia ihre matriarchalische Autorität nach der Geburt verloren hatte und heulte und sich ohnmächtig fühlte angesichts der riesigen Aufgabe.

Ich kommentiere weiter: Lias Ohnmacht angesichts der riesigen Aufgabe wird im nachhinein – vom Mann – zur Normalität erklärt. Pim geht aber schon vorher zur Tagesordnung über. Er geniesst die langen Lesestunden – die okkulten Wissenschaften haben wieder Besitz von ihm ergriffen. Das heisst: Angesichts der riesigen Aufgabe hängt Casaubon herum, fühlt sich unnützlich und untauglich zum Stillen und liest stundenlang unnütze Lektüre. Angesichts Lias Ohnmacht stillt sich Casaubon mit tellurischen Strömen und anderen Strahlen. Lias Satz, den sie Pim einstmals während der Schwangerschaft anvertraute: «Ich fühle mich einsam», erhält spätestens jetzt seine Gültigkeit. Dieser Satz war eine Vorahnung auf das, was sie erwartete: ein Kind zu *haben*, auf die soziale Mutterschaft in der Kleinfamilie in einer grossen europäischen Stadt mit einem Mann, der nicht weiss, was er sagt,

wenn er spricht: «Du bist für mich alles.» Die Vorahnung auf das Muttern in der Einsamkeit.

Aber was ist denn die riesige Aufgabe, der sich Pim – der Mann – nicht stellt und die ihn auf merkwürdige Weise nicht trifft? Die riesige Aufgabe ergibt sich durch die verfrühte Trennung von der Gebärmutter, die das Kind aus dem «parasitären Gleichgewicht des intrauterinen Lebens» (Lacan, zitiert in: Pohlen 1987), einem nahezu spannungslosen Zustand, in eine hilflose Abhängigkeit bringt. Der Geburt folgt eine Not, die Lacan den Seinsmangel nennt. Der Mangel an Instinkten beim Menschen drückt sich in einer Unordnung aus. Ich habe es schon angetönt: das Kind ist nicht harmonisch mit der Welt; es stürzt vom konfliktlosen Zustand im Nirwana in den «qualvollen Charakter des organischen Lebens» (ebda).

So bestimmt denn diese Not die ersten sechs Lebensmonate des Säuglings. Aber auch die Person, die für das Kind sorgt, ist davon betroffen. Das Stillen – die orale Verschmelzung – mag sie nur teilweise zu befriedigen. Oder mit anderen Worten: die orale Verschmelzung, die Symbiose mit dem Kind, ist nur die eine Seite dessen, was nach der Geburt aktuell ist. Die andere Seite ist die Konfrontation mit der menschlichen Not, die der Säugling manifestiert und an die er erinnert. Eine Not, von der sich die Männer nicht treffen lassen wollen. Und Pim sagt deutlich, wie es dazu kommt (singemäss): «Weil ich nicht stillen kann, bin ich unnützlich, und ich wende mich ab.» Was wird durch diese männliche, patriarchalische Logik verleugnet? Pim verleugnet, dass Lia losheulte, weil sie beim Wickeln auf die Hilflosigkeit und die ohnmächtige Abhängigkeit ihres Sohnes von der Umwelt traf und weil sie daran verzweifelte, dass sie damit allein bleiben würde. Er verleugnet, dass er – würde er sich seines Sohnes annehmen – nicht unnützlich wäre. Dazu müsste er sich aber die Kränkung darüber, dass er zum Stillen – aber nur zum Stillen – unnützlich ist, eingestehen, und er müsste bereit sein, sich von sei-

nem abhängigen Mangelwesen Sohn treffen zu lassen. Im Fachjargon könnte man sagen, dass Pim unter Gebär- und Stillneid leidet, diesen abwehrt, indem er sich überhaupt als unnützlich deklariert. Noch unbewusster jedoch ist die Abwehr des menschlichen Mangels.

Genau dadurch ist das Patriarchat charakterisiert – aus der psychoanalytischen Perspektive (man kann das Patriarchat auch soziologisch oder ökonomisch charakterisieren): Der menschliche Mangel, den das Neugeborene manifestiert, wird in der kulturellen Ausformung zum Mangel der Frau. Das Patriarchat tut so, wie wenn der Mann alles und die Frau nichts hat. Das zeigt sich an äusseren Bedingungen, wie ungleicher Lohn für gleiche Arbeit, das hat aber auch seinen Niederschlag in jedem einzelnen Subjekt, das in dieser Kultur lebt – auch im Unbewussten.

Ich habe Ihnen schon von der Frau erzählt, die als mütterliche Vorbilder die indianischen Bäuerinnen in Südamerika hatte, und die jedoch von unbewussten Mutter- und Vaterbildern eingeholt wurde. Diese Frau verfügte (unbewusst) nicht über die Distanz ihrem Säugling gegenüber, die südamerikanische Mütter aufrechterhalten können, weil sie beispielsweise nach der Geburt *nicht allein* sind. Obwohl diese Frau die Betreuung mit dem Vater dieses Kindes teilte, verhielt sie sich so, wie wenn sie allein *wäre*. Das äusserte sich beispielsweise dadurch, dass sie bald das Aufstehen in der Nacht entgegen den Abmachungen übernahm, weil sie den zeitweiligen Ärger über die nächtlichen Störungen, den ihr Partner äusserte, als bedrohlich erlebte.

Sie erzählte: «Mein Partner wurde zornig, wenn man das Kind nicht beruhigen konnte oder wenn man immer wieder geweckt wurde. Völlig nachvollziehbar, es ist entsetzlich, wenn man Nacht für Nacht nicht schlafen kann. Aber man kann nichts machen, das Kind ist einfach so, wie es ist. Ich traute mir damals eher zu, dass ich mit Sämi (so heisst das Kind, C.B.) verständnisvoll umgehen kann. Ob das wirklich so war, das ist eine andere Frage. Also wütend auf das Baby werden, das gab es für mich nicht als Gefühl. Ich war zwar erschöpft und verlor kiloweise mein Gewicht, aber es löste nicht aus,

dass ich wütend auf das Kind wurde damals.»

Was geschah mit dieser jungen, überforderten Mutter? Sie konnte kein eigenes Gefühl mehr wahrnehmen, keinem Gefühl nachgehen und keinen Gedanken fertigen. Sie versuchte dem Mangel ihres Sohnes bis zur eigenen Erschöpfung entgegenzuwirken – mit Mangel meine ich in diesem Beispiel den nächtlichen Ausdruck von Unzufriedenheit dieses Kindes, für dessen Beruhigung die Brust anscheinend nicht immer das Gelbe vom Ei war. Sie verlor jede Distanz und damit jede Autorität, wenigstens in der Familiensituation. Das ist kein persönliches Problem von dieser Frau, sondern das Beispiel zeigt, wie sich die Struktur der bürgerlichen Kleinfamilie nach einer ungefähren zweihundertjährigen Entwicklung im Subjekt niedergeschlagen hat. Und die «Bereicherung» des Mutterbildes um südamerikanische Vorbilder bedeutet nicht einfach so Entlastung für die Frau, sondern kann zu Überbelastung und Überforderung führen, weil die sozialen Strukturen der südamerikanischen Verhältnisse nicht mitübernommen werden.

Nur nebenbei möchte ich bemerken, dass die Veränderung des westlichen Mutterbildes durch aussereuropäische Einflüsse kein individueller Spleen der beschriebenen Frau ist. Man vergewärtige sich nur die Schnelligkeit, mit der sich das Tragtuch oder der Snuggli verbreitet, das Stillen nach Bedarf oder beispielsweise das Angebot von Babymassage, bzw. -kursen zugenommen haben.

Diese Einflüsse afrikanischer, südamerikanischer oder indischer Mutterschaft – ja, ich bin sehr kritisch – sind nicht einfach so zum Wohle der westlichen Frau und Mutter. Immer besteht die Gefahr der Kontraproduktivität für die Frau.

Wenden wir uns nochmals der Familie Pim Casaubon und Lia mit Kind zu. Pim kehrt in den Schoss seiner zwei Freunde zurück und teilt erneut die Besessenheit für ein mystisches Geheimnis. Je weniger er bei seiner Frau und seinem Kind ist, desto mehr sehnt er sich nach ihnen, glaubt sie zu vermissen und zu lieben. Es ist eine Liebe auf Distanz, die immer weniger Ausdruck von sinnlicher, konkreter Erfahrung und Präsenz ist. Hat nun Lia gleichzeitig den Anspruch, eine Mutter mit exotischem Touch zu

sein (sprich «moderne Mütterlichkeit»), was die Ideologie beinhaltet, «alles für das Kind», ist sie ganz verloren, denn nichts mehr hilft ihr, sich zu distanzieren. Autorität aber braucht Distanz.

Nach der glücklichen Geburt meiner Tochter, nachdem wir alle das staunende Kind, das von seinem Vater gebadet wurde, angeschaut hatten, und als alle anderen nötigen Verrichtungen getan waren, zog ich mich in mein Zimmer zurück – allein. Erst lange im nachhinein kann ich formulieren, dass ich wohl versucht habe, zu realisieren, dass ich mich von meinem Kind getrennt habe und durch diese Trennung erst eines haben werde. Es war mein erster Versuch zur Distanznahme. Die Hebamme, die nach mir sah, rief: «Da wartet eine Mutter auf ihr Kind.» Und es wurde *sofort* gebracht. Ich war damals nicht imstande, einzuwenden, dass ich allein sein wollte und auf gar nichts wartete als auf meine Gedanken.

Ich möchte das Bisherige zusammenfassen.

1. Ich habe Zeugung, Schwangerschaft und Geburt als eine sexuelle Erfahrung, die das Leben bietet, dargestellt.
2. Ich habe betont, dass durch diese Erfahrung in einmalig eindringlicher Weise die sexuelle Differenz von Mann und Frau sinnlich wahrnehmbar wird.
3. Ich habe erwähnt, dass die Wahrnehmung der Differenz eine Kehrseite hat: niemand kann beides sein/haben, nicht Frau und Mann.
4. Es ist meine Meinung, dass die patriarchalische Welt diese Tatsache und somit die Differenz verleugnet. Gemäss der patriarchalischen Codierung hat der Mann alles, die Frau ist – wie der Säugling – ein Mangelwesen. Darum hat Sigmund Freud den Penisneid, jedoch nicht den Gebärneid entdeckt.
5. In dieser Verleugnung haben die Mutterschaft und im weiteren die Frauen überhaupt die Funktion, die Männer vor der Konfrontation mit dem menschlichen Mangel zu schützen. Und die Frauen spielen ihren Teil mit, den Mann nicht merken zu lassen, dass er nur die eine Hälfte ist.
6. Ich füge hinzu, dass die heutige «Alles-ist-machbar-Ideologie» Ausdruck dieser patriarchalischen Verleugnung ist, die auch nicht davor zurückschreckt und davon träumt, Nachkom-

men ausserhalb des Mutterleibes herstellen zu wollen. Denn eine schwangere Frau bringt immer wieder die Verleugnung ins Wanken.

7. Westliche Mutterschaft spielt sich (normalerweise) in zu grosser Isolation ab, jede Mutter, die es allein nicht schafft, ist schon eine schlechte Mutter. In dieser Isolation ist es schwer möglich, Distanz zu haben, was aber unabdingbar ist, soll sich «Autorität» entwickeln können.

8. Diese Strukturen und Zustände, die ich dargestellt habe, sind zu einem grossen Teil unbewusster Natur, sowohl kollektiver als auch individueller Art.

Ich mache jetzt einen Sprung zu Ihnen:

Neben der Geburtshilfe, sehr verehrte Hebammen, begleiten Sie werdende Mütter und Väter während der Schwangerschaft und bereiten Sie auf die Geburt vor. Arbeiten Sie selbständig, sehen Sie die Frau, allenfalls den Vater noch am Wochenbett. Haben Sie schon darüber nachgedacht, wo sich der Gebärneid in Ihrer Arbeit versteckt?

Ich bin bei dieser Gelegenheit meinen Geburtsvorbereitungskurs durchgegangen, möchte Ihnen aber zuerst ein Witzbild zum Thema erzählen, gesehen in der Weltwoche vom 2. Mai 1991. Zwei Männer sind auf dem Bild. Einer stösst einen Kinderwagen, der andere trägt ein Kind im Snuggli auf der Brust. Sie erzählen sich über die Geburt. Der eine sagt: «Wir haben die Presswehen ganz bewusst durchlebt.» Der andere: «Und wir haben diesmal mit dieser neuen Atemtechnik entbunden – lief total easy!»

In meinem Kurs haben wir die Wehen simuliert, indem der Mann die Frau und die Frau den Mann klemmte, dabei wurde das Hecheln geübt. Heute denke ich mit einem leicht schamvollen Gefühl an diese und ähnliche Situationen zurück. Denn das Geburtserlebnis ist nicht simulierbar und – wenn schon – hätte ich lieber keine Männer – auch den Vater meiner Tochter nicht – dabei gehabt. Ich komme nicht umhin zu denken, dass diese Episode und andere auch mit dem unbewussten Gebärneid etwas zu tun haben. Die Stimmung war zu sehr davon durchtränkt, die Männer teilhaben zu lassen, ihnen auch ein Erlebnis zu vermitteln, ihnen ihre Wichtigkeit zu versichern, und ihre Beson-

derheit, dass sie sich auf diese Weise interessieren – nicht wie die gewöhnlichen Männer.

Merkwürdigerweise wird seit kurzem der Gebärneid in lächerlicher Weise zur Schau gestellt. Ich denke da beispielsweise an den Mitfühlbauch, den der Mann sich wassergefüllt umhängen kann, um sich auch schwanger zu fühlen. Oder die künstlichen Brüste, die er sich anschnallen kann, die anscheinend dem Kind die Brust besser als die Flasche ersetzen sollen.

Meiner Meinung nach sind die soziale Mutterschaft – wie sie von Umberto Eco am Beispiel von Lia erzählt wird – und der unbewusste Gebärneid zwei Sachverhalte, die zusammenhängen: Wie Lia Mutter ist, das ist das manifeste Symptom von Pims latentem Gebärneid.

Ich bin mir noch nicht sicher, wie ich die lächerlichen Manifestationen des Gebärneides interpretieren soll. Man könnte sagen, lassen wir ihnen ihre Wasserbäuche und ihre künstlichen Brüste, geschehe so nichts Schlimmeres, denn der (unbewusste) Neid ist etwas sehr Zerstörerisches. So wird denn im schon erwähnten Artikel der Weltwoche der Mitfühlbauch mit der Couvade verglichen, die rituellen Praktiken in verschiedenen Kulturen, bei denen die Männer Schwangerschaft oder Geburt imitieren.

Ich bin eher der Meinung, dass wir in einer Zeit der Diffusion der Geschlechteridentität leben. Das betrifft beide Geschlechter. Sehen Sie, es ist sehr schwierig für die Mütter, einerseits sich auf die grenzverwischende, empathieerfordernde Beziehung mit ihrem hilflosen und abhängigen Säugling einzulassen und gleichzeitig Distanz zu halten, was aber unabdingbar ist, soll die Mutter, die Frau auch Autorität haben.

Eine Mutter, eine Frau, die Autorität hat, ist eine autonome Mutter, resp. Frau. Das ist – am Beispiel der Mutter – erst realisiert, wenn es nicht mehr denkbar ist, dass die Mutter zum Kind sagt: «Warte nur, ich sage es dem Vater.» Die unmögliche sprachliche Wendung eines Vater: «Warte nur, ich sage es der Mutter», zeigt die immer noch bestehenden Verhältnisse.

Wenn die Mutter, die Frau, die Hebamme sich nicht mehr auf den Mann beziehen, um die Welt und die Verhältnisse zu klären, dann hat sie Autorität.

Sicher geht das nicht ohne äussere Hilfe und neue Verhältnisse zwischen den Geschlechtern, aber auch – und darauf möchte ich jetzt noch mein Augenmerk richten – zwischen den Frauen. Die Frau, die Mutter, und somit auch die Hebamme leben in einer nach wie vor patriarchalischen Kultur, mit – sagen wir mal – einer Tendenz zur Diffusion der Geschlechteridentität.

Ein Unterschied zwischen der Hebamme und der Mutter ist jedoch – und damit schlage ich den Bogen zu meinem Titel – dass sich die Hebamme nicht auf eine Beziehung einlassen muss, die derartig aufweichend ist wie die frühe Mutter-Kind-Beziehung westlicher, moderner Machart. Der Beruf der Hebamme ist dazu ein sozialer Ort, wo sich nur Frauen aufhalten. Das könnte Ihre Chance sein. Denn sollen Frauen Autorität entwickeln, die nichts mit den Regeln und Gesetzen der Männer zu tun haben, und die Differenz bestimmen, dann gibt es nur die Möglichkeit, dass Frauen untereinander in Beziehung treten und sich aufeinander beziehen. Was heisst das?

Nun, das müssen Sie selber herausfinden. Ich möchte Ihnen aber noch kurz von Frauen erzählen, die es versucht haben. Eine italienische, politisch motivierte Frauengruppe hat ihre Beziehungen untereinander analysiert, sie nannten es «Praxis des Unbewussten».

Diese Frauen haben gemerkt, dass, wenn sich Frauen auf ihre Natur, resp. natürliche Weiblichkeit berufen, sie nicht weiterkommen. Denn es gibt keinen natürlichen Menschen, sondern nur gesellschaftliche Interpretationen von Mann und Frau.

Das bedingt, dass, wenn Frauen nicht interpretiert werden wollen, sie sich selber interpretieren müssen. Das ist nur möglich, wenn die Frauen von einem diffusen «Wir-Frauen»-Gefühl Abstand nehmen und die Differenz entdecken.

Das bedingt, dass Frauen andere Frauen als Autorität anerkennen. Vielleicht so: die andere hat etwas, das ich nicht habe, und ich will wissen, was es ist. Das bringt es mit sich, dass die Frauen

miteinander in Tauschbeziehung treten. Diese Frauen haben gemerkt: «Überall da, wo eine Frau ihre hohen Ansprüche mit dem Wissen um die sexuelle Differenz verbunden hat, entdecken wir, dass sich diese Frau eine andere Frau als Bezugspunkt gewählt hat.» Aber nicht als Bezugspunkt in der gemeinsamen Unterdrückung, «wir armen Frauen, die Welt ist gegen uns».

Zum Schluss noch zwei weitere Zitate aus diesem Buch «Wie weibliche Freiheit entsteht» (libreria delle donne di Milano):

«Wenn eine Frau von der Freiheit als einem weit entfernten Ziel spricht, von dem uns Hindernisse aller Art trennen – (bsp. die Männer, die Ärzte, die anderen Frauen, die Konsumgesellschaft, der Kapitalismus, C.B.) dann erklärt sie in den meisten Fällen mit diesen Ohnmachtserklärungen nichts anderes als ihre Unfähigkeit, einer anderen Frau Autorität zuzuerkennen. Sie ist nicht fähig, der elementarsten Beziehung, die sie in bezug auf die Gesellschaft definiert, nämlich der Beziehung zur anderen Frau, Wert zuzuerkennen, und so zeigt ihr die Gesellschaft Verachtung. Sie ist nicht fähig, sich vorzustellen, dass eine andere Frau Autorität besitzt, und so ist sie unglücklich darüber, keine Autorität zu besitzen. Was sie sagt, stimmt alles, denn die äussere Realität spiegelt ihr immer wieder das Urteil zurück, das sie in ihrem Inneren schon ausgesprochen hat: Das, was eine Frau denkt und will, hat keinen Wert» (S.180).

Und:

«Wir können den Lauf der Geschichte nicht bis vor der Zeit zurückdrehen, die unsere Differenz vom Mann als Minderwertigkeit gedeutet hat. Zu jenem Vorher können wir aber im Geist gelangen, und seine Konsequenzen können wir in der Gegenwart verwirklichen» (S. 176).

«Nicht die Härte der Unterdrückung erklärt das Fehlen weiblicher Freiheit, sondern der Mangel an Autorität. Diese kann eine Frau nur von einer Frau bekommen, denn nur eine Frau legitimiert sie in ihrer Differenz. Und sie bekommt sie nur, wenn sie sich einen weiblichen Beurteilungsmassstab anlegen lässt» (S. 173).

Das ist kein einfacher Weg. □